



dot
books

JANNIS
BECKER
Nur einen
Augenblick
entfernt

Roman

Dunkelheit wie eine lautlose Flut aus schwarzem Wasser. Irgendwo in den Wäldern wehklagte eine Eule.

Kim spürte, wie die gewohnte Angst sich näherte. Wenn sie wirklich eine weitere Nacht durchhalten wollte, wurde es höchste Zeit, die nötigen Sicherheitsmaßnahmen zu treffen.

Vorläufig hatte Seppuku sie überzeugt: Sie würde die Droge nicht anrühren. Heimlich jedoch schalt sie sich wegen ihrer Feigheit. Sie spürte sehr wohl, dass sie seine Bedenken als Ausrede nutzte, um das Unvermeidliche aufzuschieben. Etwas in ihr begrüßte diesen Aufschub, klammerte sich ans Leben. Kim hatte gelernt, dieses Etwas scharf zu beobachten, denn es gehörte zu jener erdverhafteten Schicht ihrer Seele, die sich blind und hartnäckig der Selbsterhaltung verschrieben hatte. In ihrer Vorstellung brachte sie es mit Kimmie in Verbindung, dem kleinen Mädchen.

Und Kimmie war es auch, die ihr Hoffnungen machte – eitle und unvernünftige, aber geschickt untergeschobene Hoffnungen. Eine davon bestand darin, dass Kim hier, in der fremden Umgebung, vielleicht von nächtlichen Heimsuchungen verschont bleiben würde. Immerhin war sie weit fort von zu Hause.

Doch warum – fragte sich die erwachsene Kim – sollte der Spuk ausbleiben? Er war an ihre Person gebunden, nicht an einen bestimmten Ort. Eher stand zu befürchten, dass er hier, in der Einsamkeit des abgelegenen Gebirgstals, mit verdoppelter Gewalt über sie hereinbrechen würde. Zwar musste sie sich keine Sorgen machen, dass irgendein Nachbar sie schreien hörte, denn die nächsten Häuser standen mehrere hundert Meter entfernt. Das bedeutete aber zugleich, dass sie so allein war wie noch nie. Sie konnte nicht auf die Straße hinausrennen, wie sie es zu Hause manchmal getan hatte, um das beruhigende Geräusch fahrender Autos auf sich wirken zu lassen. Wenn sie hier vor die Tür ging, würde sie nichts hören außer dem Knacken von Fichtenzweigen und dem schrillen Ruf der Eule.

»Sind deine Nächte denn so schlimm?«, hatte Seppuku gefragt.

Oh ja. Schlimmer, als er es sich auch nur vorstellen konnte.

Der Patrouillengang erwies sich als aufwändig, da Kim das Haus noch zu wenig kannte. Immer wieder fiel ihr irgendetwas ein, das sie vergessen hatte, und sie musste in ein bereits versiegeltes Zimmer zurückkehren, um das Versäumte nachzuholen. Die allabendliche Routine bestand darin, jeden Raum bis in die letzte Nische sorgfältig zu kontrollieren und abzuschließen. Dieses Ritual war unerlässlich. Es bot keinen sicheren Schutz, doch Kim wusste, dass sie keine Ruhe finden würde, bevor sie diese Aufgabe erledigt hatte.

Ein gewohntes Problem waren die Fenster. Solange es draußen dunkel war, wirkten ihre Scheiben wie Spiegel – und Spiegel gehörten zu den absoluten Tabus. Kim tastete sich seitlich an jedes Fenster heran, ohne hineinzublicken, und fingerte nach der Schnur für die Jalousie, um sie so schnell wie möglich herunterzulassen. Wenn sie sich dann eingehend im Zimmer umgesehen hatte – was den Blick in jeden Schrank sowie unter Sofas und Betten einschloss –, verließ sie es rückwärtsgehend, schloss die Tür von draußen und drehte den Schlüssel um. Das Licht ließ sie brennen. Sobald dieser Vorgang abgeschlossen war, galt der Raum als *versiegelt*, wie sie es bei sich nannte.

Besondere Überwindung kostete das Schlafzimmer. Hier gab es viele dunkle Ecken, und es blieb Kim nicht erspart, sich auf den Fußboden zu legen, um unter das breite Doppelbett zu

schauen. Selbst den Kleiderschrank öffnete sie. Innerlich war sie bereits auf die Sexpuppe gefasst, die sie sich bei ihrem ersten Besuch ausgemalt hatte – doch der Schrank erwies sich als nahezu leer. Nur ein angestaubter brauner Anzug hing auf einem Bügel, und in einer Ecke lehnte eine ausrangierte E-Gitarre. Ganz oben, auf einem Bord über der Kleiderstange, stand ein Pappkarton. Kim verzichtete darauf, ihn zu öffnen. Was sollte schon darin sein? Pornohefte vermutlich.

Sie schloss den Schrank, tastete sich zum Fenster, ließ die Jalousie herab und flüchtete aufatmend zur Tür. Auf dem Flur angekommen, drehte sie den Schlüssel ... versiegelt.

Leider wurde die Aufgabe nicht leichter, denn Kim hatte sich die eigentlich gefährlichen Räume bis zum Schluss aufgespart: den Keller und das Bad. Dass es in dem Ferienhaus einen Keller gab, hatte sie nicht erwartet, und es war unerlässlich, dass sie ihm zumindest einen flüchtigen Besuch abstattete.

Sie nahm eine Taschenlampe mit, die an einem Haken in der Küche hing – eigentlich unnötig, denn grelle Deckenlampen tauchten das Untergeschoss in kaltes Kunstlicht. Dennoch war das Gefühl, einen metallenen Kolben in der Hand zu halten, notdürftig beruhigend.

Der Keller lag am Fuß einer knarrenden Holztreppe und bestand aus drei Räumen. In einem davon war die Zentralheizung untergebracht, ein riesiger Tank mit summenden Armaturen. Der zweite Raum entpuppte sich als annähernd quadratische Zelle mit nackten Betonwänden und einem schmalen, sehr hoch liegenden Fenster. Er war leer bis auf einen Putzeimer mit Feudel und einige säuberlich aufgestapelte Reserve-Fliesen am Boden – übersichtlich, doch gerade in seiner Kargheit beklemmend. Kim beeilte sich, ihn wieder zu verlassen; allzu sehr erinnerten die kahlen Wände und das hohe Fenster an ein Verlies.

Der dritte Raum war der größte. Fast erwartete Kim, eine Replik jenes Hobbykellers vorzufinden, wie ihr Vater ihn früher gehabt hatte: rundum mit Schalldämmung verkleidet, vollgestellt mit Elektronik, Keyboards und mannshohen Verstärkerboxen – logistisches Arsenal eines arbeitslosen Mochtegern-Musikers, der seine Unzulänglichkeit mit Größenphantasien vom Ruhm eines Rockstars kompensierte. Doch sie wurde enttäuscht. Der Raum enthielt lediglich alte Möbel, diverse Regale und eine Waschmaschine nebst Trockner. Die einzige unverwechselbare Signatur ihres Vaters fand Kim auf den Regalen: Dort reihten sich Flaschen mit allen möglichen Spirituosen, Wein, Sekt, Likör. Die Vorräte hätten für Monate gereicht, obwohl er wahrscheinlich nur selten und für wenige Tage hier gewesen war.

Kim sah keinen Grund, sich länger als nötig aufzuhalten. Rasch leuchtete sie in jede Ecke und vergewisserte sich, dass die Fenster geschlossen waren. Dann zog sie sich auf den Korridor zurück und huschte die Treppe zur Küche hinauf. Die Kellertür schloss sie sorgfältig ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Vorräte!, mahnte Kimmie. *Ich werde Hunger kriegen.*

Kim verdrehte die Augen – doch sie wusste, dass das kleine Mädchen recht hatte. Der Hunger würde kommen, auch in der Nacht. Er ließ sich weder betäuben noch verdrängen, mochte Kim den hartnäckigen Lebenswillen ihres Körpers auch noch so sehr verfluchen. Zudem war Essen beruhigend. Sie öffnete den Kühlschrank und musterte ihre spärliche Notration: zwei Joghurts, eine Orange, eine Handvoll Schokoriegel. Sie beschloss, die

Schokoriegel in ihrem Zimmer zu bunkern, ebenso die zwei Flaschen Mineralwasser, die sie mitgebracht hatte. Dann konnte auch die Küche versiegelt werden.

Was blieb, war das Bad. Kim fürchtete sich davor, vor allem wegen des Spiegels über dem Waschbecken. Dennoch wollte sie sich den letzten Rest von Würde nicht nehmen lassen und wenigstens duschen, bevor sie ins Bett ging.

Vorsichtig tastete sie sich hinein, knipste das Licht an und griff sofort nach einem Handtuch, um den Spiegel zu verhängen. Das Gesicht wandte sie ab, als sie sich der Scheibe näherte.

Während sie das tat, spürte sie eine Gänsehaut. An Körperpflege ohne Spiegel hatte sie sich gewöhnt – nicht jedoch an die schreckliche Angst, das Handtuch könnte herabrutschen und jenes Fenster zu einer anderen Welt öffnen, das um jeden Preis verschlossen bleiben musste. Eigentlich war der Gedanke abwegig: Noch nie hatte sie in einen Spiegel geblickt und etwas gesehen, das nicht dorthin gehörte. Doch es genügte allein die Vorstellung, dass sich irgendetwas hinter ihr zu einer sichtbaren Aura verdichtete, einem Schatten, einer Emanation aus der Zwischenwelt. Es war besser, das Unmögliche nicht herauszufordern – damit es sich nicht plötzlich entschloss, möglich zu werden.

Kim überzeugte sich, dass sie das Handtuch sicher festgesteckt hatte. Dann entkleidete sie sich und drehte die Dusche an. In früheren Zeiten hätte sie Wert auf ihre gewohnten Körperpflegemittel gelegt. Nun dagegen griff sie gleichgültig nach dem Shampoo und der Duschmilch, die bereitstanden, auch wenn beides wahrscheinlich schon Jahre alt war.

Das warme Wasser war weder Wohltat noch Erfrischung; es war einfach nur Wasser. Kims Hände arbeiteten mechanisch. Keine Sekunde schloss sie die Augen, und sie zog auch den Duschvorhang nicht zu, um den leeren Raum im Auge zu behalten. Nur abwesend nahm sie wahr, wie sehr sich der Körper verändert hatte, über den ihre Hände strichen. Zeitlebens war sie trotz ihrer geringen Größe schlank und durchaus stolz darauf gewesen. Inzwischen war sie nicht mehr schlank, sondern regelrecht abgemagert. Knie und Hüften fühlten sich geschrumpft und knochig an. Wie ihr Gesicht aussehen mochte, wagte sie sich nicht einmal vorzustellen. Wahrscheinlich hatte sie tiefe Falten, Ringe unter den Augen und unreine Haut von all den durchwachten Nächten.

Doch wen interessierte das noch? Im Grunde war es ein Glück, dass sie sich nicht mehr darum zu kümmern brauchte. Der Weg ins Jenseits war kein Laufsteg. Niemand störte sich daran, wenn man ungeschminkt und mit unrasierten Achselhaaren hinüberging.

Als Kim in ihr Zimmer zurückkehrte, war es bereits gegen neun. Rasch zog sie ein frisches T-Shirt aus ihrem Gepäck – eines jener ausgeleierten Dinger, die sich nur noch als Nachtkleidung eigneten – und begann, die Chaiselongue zu einem notdürftigen Bett auszubauen. Eine Wolldecke hatte sie im Gepäck, ebenso ihr Kopfkissen. Das musste reichen. Sie fror ohnehin nicht leicht, und für Anfang April war es bereits erstaunlich warm. Das im Haus vorhandene Bettzeug zu benutzen, das ihrem Vater gehört hatte, kam jedenfalls nicht in Frage.

Ihren Wecker stellte sie auf den Schreibtisch, neben das Fläschchen mit dem Pentobarbital. Dann packte sie das Seitenfach der Reisetasche aus und ordnete die Medikamente. Auch das war ein tägliches Ritual. Mittlerweile schluckte sie alle auf einmal und brauchte kaum

noch Wasser, um sie hinunterzuwürgen. Man bekam Übung in solchen Dingen. Die Dosis hatte sie regelmäßig erhöht, um überhaupt noch einen Effekt zu erzielen. Wenn sie Glück hatte, schlief sie durch, bis es draußen hell war ... aber nur, wenn sie *viel* Glück hatte. Sie zog sich auf ihr improvisiertes Lager zurück, im Schneidersitz an die Wand gelehnt, das Kopfkissen im Rücken. Was tun, bis die Medikamente wirkten? Ihre übliche Strategie bestand darin, sich durch Musikhören abzulenken oder durch einige Folgen ihrer geliebten japanischen Animes. Auf ihrem Laptop war eine umfangreiche Playlist gespeichert. Doch als sie den Computer zu sich heranzog, sah sie erneut das Skype-Symbol blinken.

SEPPUKU: Kimi?

Die Nachfrage war bereits zehn Minuten alt.

Kim seufzte. Was wollte er schon wieder? Glaubte er, sie bewachen zu müssen?

KIMISAMA: Schon gut, ich bin hier. Und ich rühr das Fläschchen nicht an. Zufrieden?

SEPPUKU: Für den Augenblick ja. Und? Wie ist die Lage?

KIMISAMA: Was meinst du?

SEPPUKU: Na, du hast doch angedeutet, deine Nächte wären ... unangenehm.

KIMISAMA: Es geht schon. Keine Ahnung, wie es hier in der neuen Umgebung wird, aber ich hoffe das Beste. Und das Beste wäre, dass ich tief genug schlafe, um nicht aufzuwachen.

SEPPUKU: Was passiert denn, wenn du aufwachst?

KIMISAMA: Das willst du nicht wissen.

SEPPUKU: Sag doch! Fühlst du dich dann besonders mies, oder was ist das Problem?

KIMISAMA: Glaub mir, du willst es nicht wissen! Und glauben würdest du es auch nicht, also wozu die Mühe, es zu erklären.

SEPPUKU: Hm ... viel Vertrauen scheinst du ja nicht zu mir zu haben.

Es war kein Vorwurf; das spürte Kim. Er war nur gekränkt. Sie zögerte einen Moment, die Finger über der Tastatur schwebend. Er machte sich Sorgen um sie, das war offensichtlich – und sie empfand das Bedürfnis, etwas Versöhnliches zu sagen, vielleicht sogar ein wenig Dankbarkeit auszudrücken.

KIMISAMA: Hör zu. Ich *kann* es dir nicht erzählen, o. k.? Aber es ist nicht so, dass ich kein Vertrauen zu dir habe. Wirklich nicht.

SEPPUKU: Danke, dass du das sagst ...

KIMISAMA: Was machst *du* eigentlich gerade? Immer noch Recherchen?

SEPPUKU: Ja. Mir geht's ähnlich wie dir; ich hab auch Probleme mit dem Schlafen. Meistens bin ich bis frühmorgens wach, da kann ich die Zeit auch für meine Nachforschungen nutzen. Außerdem möchte ich am Bildschirm bleiben ... falls du mich brauchst.

KIMISAMA: Ich – dich *brauchen*? Wofür?

SEPPUKU: Bitte flipp nicht gleich wieder aus! Ich dachte nur ... na ja ... es könnte ja sein,

dass du reden willst.

Wieder entstand eine Pause.

Kim fragte sich, warum es ihnen eigentlich ständig gelang, sich gegenseitig zu verletzen – noch dazu mit Kleinigkeiten, oft mit einzelnen Worten. Offenbar traf jeder einen empfindlichen Nerv des anderen. Seppuku schien den Beschützer spielen zu wollen und war gekränkt, dass sie ihn zurückwies. Kim wiederum fand nichts schlimmer, als wenn man ihr Schwäche unterstellte. Sie fühlte sich dann missachtet, nicht ernst genommen.

Doch das konnte Seppuku nicht wissen – und er konnte auch nichts dafür. Eigentlich, sagte sich Kim, hatte er eine etwas freundlichere Behandlung verdient. Dass er aufblieb, um für sie erreichbar zu sein, war jedenfalls eine anerkennenswerte Geste. Nun musste sie das Kunststück fertigbringen, seinen guten Willen zu würdigen, statt sich kleingemacht zu fühlen.

Doch Kim war nicht darin geübt, positive Gefühle auszudrücken. Mehrmals setzte sie an, fand aber nicht die richtigen Worte. Am Ende entschied sie, das Thema zu wechseln. Es fiel ihr bedeutend leichter, nett zu sein, wenn sie über etwas Unverfängliches sprach. Außerdem, auch wenn sie es sich ungern eingestand, war sie neugierig.

KIMISAMA: Darf ich dich was fragen?

SEPPUKU: Klar.

KIMISAMA: Ich weiß auch nicht, warum mich das interessiert ...

SEPPUKU: Spuck's aus.

KIMISAMA: Ich frage mich, ob dieser Name, *Seppuku*, ... na ja, ob der etwas mit deinem wirklichen Namen zu tun hat.

SEPPUKU: Oh! So was fragst du dich? Ich fühle mich geehrt.

KIMISAMA: Ist dein Name vielleicht Sepp?

SEPPUKU: LOL.

KIMISAMA: Also nicht ...

SEPPUKU: Weißt du, ich hatte nahezu *jedes* denkbare Pech im Leben, aber ganz so schlimm ist es auch wieder nicht.

»^^«, tippte Kim – und ertappte sich dabei, dass sie seit Wochen zum ersten Mal wieder schmunzelte.

SEPPUKU: Interessante Vermutung trotzdem, auch wenn sie nicht zutrifft. Steckt denn in *deinem* Chatnamen ein wirklicher Name?

KIMISAMA: Schon möglich ...

SEPPUKU: Wenn das so ist, würde *Kimisama* auf *Kim* hindeuten.

KIMISAMA: Treffer.

SEPPUKU: Also bist du eine Frau, wie ich ohnehin bereits vermutet habe.

KIMISAMA: In Asien ist *Kim* auch ein Männername.

SEPPUKU: Die ausweichende Antwort verrät mir, dass ich richtigliege. Du bist weiblich, stimmt's?